Ewig schön.

Aus dem Französischen von Jean Rameau.

Ines von Olaberrid war auffallend schön. Hoch, schlank, brünett, mit feinen Gesichtszügen und wundervollen dunkelblauen Augen, hatte sie Franz von Blérieux, als er sie zum ersten Male auf dem Balle der spanischen Gesandtschaft erblickte, völlig bezaubert. Er ließ sich vorstellen und war so entzückt, daß er ihre Eltern kennen zu lernen wünschte, die zu den geachtetsten Familien gehörten. Nach einigen Monaten hielt er bei ihnen um die Hand ihrer Tochter an. Sein Antrag wurde freundlich aufgenommen; Ines liebte ihn, und die Trauung fand an einem schönen Aprilsonntag statt.

Franz von Blérieux besaß in der Auvergne, am Abhange eines Berges, mitten in einem Tannenwalde gelegen, ein altes Schloß; dort wollte er mit seiner geliebten Ines die Flitterwochen verbringen; die junge Frau gab freudig ihre Zustimmung dazu.

In der Auvergne hatte es an ihrem Hochzeitstage geschneit. Als sie dort ankamen, fanden sie die Berge in ihren weißen Winterschmuck gehüllt. Die letzten Tannen ganz oben auf der Spitze sahen wie Zuckerhüte aus. Welche Einsamkeit! Welche Stille! Alles Leben schien verbannt zu sein von diesen Felsen, kein menschliches Wesen war weit und breit auf den schimmernden Straßen zu sehen. Die Sonne bestrahlte vier oder fünf Tage all diese schneebedeckten Berge, und das Thal ringsum glänzte und funkelte wie herrliche Diamantfelder.

Eines Abends erhielt Franz von seinem Vater einen Brief, doch als er ihn lesen wollte, konnte er die Schrift nur mit schwerer Mühe entziffern. Als sie drei Tage später einen Ausflug in die Berge machten, stolperte er an einem Steine, den er nicht bemerkt hatte, und wäre beinahe gefallen. Die folgende Woche kam ihm seine junge Frau einmal in der Abenddämmerung im Parke entgegen, doch er erkannte sie erst, als sie dicht vor ihm stand. Nun wurde ihm bange.

Was ist denn mit mir? Werde ich blind? frug er sich besorgt.

Seine Augen waren nie besonders gut gewesen, und seiner Mutter, der er ähnlich sah, war, als sie mit vierzig Jahren gestorben war, das Gesicht schon seit lange außerordentlich geschwächt.

Bald fühlte er ein unerträgliches Prickeln in den Augen. Ines erschrak.

Kehren wir sofort nach Paris zurück, sagte sie, um dort einen Augenarzt zu konsultiren.

Sie reisten ab. Ein Spezialist untersuchte seine Augen, sprach mit wichtigthuender Miene imponirende wissenschaftliche Worte, unternahm eine Operation, und nach sechs Monaten war Franz v. Blérieux vollkommen blind.

Blind mit achtundzwanzig Jahren! ..... Er sollte niemals Ines wiedersehen, seine geliebte Ines mit den wundervollen Augen! .... Ach! warum war er nicht lieber gestorben?

Sie küßte still weinend seine Augen, die armen erloschenen Augen, welche sie so sehr bewundert hatten; er seufzte schwer bei der Berührung ihrer süßen Lippen, deren strahlendes Lächeln er nie mehr sehen sollte, und schluchzte hoffnungslos.

Ach, wie unglücklich bin ich doch! Wie namenlos unglücklich! Du bist so schön, Ines, so schön! und ich soll darauf verzichten müssen, Dich zu sehen, mich an Deinem Anblick zu berauschen. Nie wieder, mein Gott, nie wieder werde ich Dein süßes Angesicht sehen, Dein wundervolles Haar, Deine himmlischen Augen! ... O, wie freudig hätte ich auf Alles, Alles verzichtet! Das Tageslicht, das Grün der Bäume, die Pracht der Blumen — wie gleichgültig wäre es mir, sie nicht mehr zu sehen ... Doch Dich ... Dich! ... O, Gott! was habe ich verbrochen?!

Ines küßte ihm die geschlossenen Wimpern und seufzte schwer, während ihre Lippen liebevolle Worte flüsterten.

Hoffe, Geliebter, Du wirst vielleicht recht bald genesen, und wirst mich dann wieder sehen, schöner denn je. Hoffe, mein Franz!

Und Franz fühlte, wie Ines' Thränen seine todten Augen benetzten.

*

Jahre vergingen. Franz v. Blérieux' Zustand hatte sich nicht gebessert, er war noch immer blind. Die Gedanken seiner Frau waren immer damit beschäftigt, etwas Neues zu ersinnen, das ihn seiner Schwermuth entreißen und ihn zerstreuen könnte. Sie musizirte viel, las ihm vor, und so oft sie ausging, brachte sie ihm Blumen mit, deren köstlichen Duft er mit Wonne einathmete, wenn er sie auch nicht bewundern konnte.

Hie und da kamen einige intimere Freunde, welche ein bischen Fröhlichkeit in's Haus brachten. Und Franz fühlte es an dem Klange der Stimmen, welche Ines umgaben, wie schön sie noch immer war.

Eines Abends las sie dem Blinden, bei dem Scheine einer kleinen Lampe, am Kopfende des Bettes vor; plötzlich bemerkte sie Flammen an der Spitze des Lampenschirmes emporzüngeln. Entsetzt warf sie das Buch bei Seite.

Was ist geschehen? fragte Franz erschrocken.

Der Lampenschirm! ... Der Lampenschirm brennt! ...

Und er hörte seine Frau aufspringen, in die Flammen blasen und weglaufen; im Nebenzimmer schrie sie plötzlich auf.

Was fehlt Dir, Ines? rief Franz erbleichend.

Er sprang aus dem Bette, ging tappend auf das Nebenzimmer zu — und als er die Thür öffnete, schlug ihm eine unbestimmte Röthe entgegen. Seine Augen, die blinden Augen, nahmen eine weniger schwarze Dunkelheit wahr.

Feuer! Feuer! schrie er ... Ines, wo bist Du?

Diener eilten herbei, große Eimer voll Wasser wurden in's Zimmer gegossen und allmählig verschwand die Röthe.

Franz wurde von seinem Kammerdiener in's Bett zurückgeführt: man sagte ihm, daß das Feuer gelöscht sei und daß die gnädige Frau einige leichte Verletzungen erlitten habe. Er wollte Ines gleich aufsuchen, man ließ ihn jedoch nicht zu ihr.

In den folgenden Tagen kam Ines sehr selten zu ihm; sie wollte sich nicht umarmen lassen, gestattete ihm auch nicht, ihr Gesicht zu berühren; und einige Zeit hernach äußerte sie den Wunsch, Paris gänzlich zu verlassen und ihren ständigen Wohnsitz in der Auvergne zu nehmen.

Franz war darüber sehr erstaunt; warum suchte sie die Einsamkeit, sie, die so schön war, und von Paris und seinen Festlichkeiten so entzückt?! Er ahnte irgend ein Geheimniß; aber Ines ließ sich nun wieder umarmen und bald vergaß er ihre unerklärliche Kälte, die einige Wochen angedauert hatte.

Sie reisten in die Auvergne und die Jahre verstrichen langsam und traurig. Franz zählte nun schon fünfundvierzig Jahre und Ines alterte auch; er aber stellte sich sie noch immer so wie ehemals vor: jung, lächelnd, strahlend. Das Bild ihrer Schönheit blieb unveränderlich in seinem Gedächtniß eingeprägt. Ines hätte hundert Jahre leben können, für ihn wäre sie immer dieselbe, die sie während des Honigmondes war, und er liebte sie mit derselben unveränderten Liebe wie damals.

*

Als Ines eines Tages die Zeitung las — sie war damals vierzig Jahre alt — entlockte ihr ein Artikel einen Hoffnungsschrei. Es war in diesem vom Herzog von Cambridge die Rede, den man für unheilbar blind gehalten, und dem eine Operation des Doktor Sunders aus Paris das Augenlicht wieder gab.

O Franz, wenn Du auch geheilt werden könntest! rief sie, die Hand ihres Mannes liebevoll drückend.

Sie suchte auch in anderen Zeitungen und fand überall dieselbe Nachricht bestätigt. Die eine veröffentlichte sogar aus diesem Anlasse eine Studie, in welcher mehrere ähnliche Operationen besprochen waren.

Wir müssen zu diesem Doktor! sagte sie begeistert ... O Franz, wenn er Dich heilen könnte! Wenn er Dich heilen könnte! Und warum sollte er es auch nicht können? ... Die Augenheilkunde hat ja in neuester Zeit so bedeutende Fortschritte gemacht! ... Morgen Früh reisen wir nach Paris.

Und sie reisten ab. Sie stiegen in einem Hotel ab, und nach einer Stunde waren sie schon bei dem berühmten Arzte; dieser untersuchte genau beide Augen und sagte ihnen dann, sie mögen in drei Tagen wiederkommen, er werde eine bedeutende Operation unternehmen.

Ines strahlte vor Freude.

Wir dürfen also hoffen, Herr Professor?

Gewiß, gnädige Frau. Ich verspreche zwar keine vollständige Heilung; Ihr Mann befindet sich schon zu lange in diesem Zustande, als daß er die Fähigkeit, vollkommen klar zu sehen, je zurückbekommen könnte. Aber wenn auch das rechte Auge verloren ist, scheint mir das linke weniger beschädigt zu sein, und ich habe Ursache zu glauben, daß Ihr Mann mit diesem Auge mehr oder weniger deutlich sehen wird.

Ich werde sehen! schrie Franz auf, ich werde wieder meine Frau sehen können?!

Ganz gewiß!

Der Blinde zitterte vor Freude.

O, Dank, Herr Professor, Dank! stammelte er, die Hände des Arztes suchend. Sie geben mir mit dem Augenlicht das Leben zurück. Es scheint mir, als ob ich seit zwanzig Jahren todt gewesen wäre. Dank!

Er ging strahlend am Arme seiner glücklichen Frau; und schon im Wagen, der sie in's Hotel zurückführte, glaubte er zu fühlen, daß sich seine Augen wieder entflammten, sich unter den heißen Küssen Ines', die an seiner Seite vor Glückseligkeit zitterte, wunderbar den Lichtstrahlen eröffneten.

An dem bestimmten Tage um halb ein Uhr Mittags verlangten Herr und Frau von Blérieux einen Wagen und gaben dem Kutscher die Adresse des Dr. Sunders an.

Rue de Lissabon.

Sobald der Kutschenschlag geschlossen war, nahm Innes die Hand ihres Mannes und hielt sie lange fest, ohne eine Wort zu sprechen; als der Wagen an der Madeleine-Kirche vorüberfuhr, schmiegte sie sich noch zärtlicher an ihn und flüsterte mit verschleierter Stimme:

Franz, ich möchte Dir etwas sagen .....

Was? fragte er überrascht.

Und seine Frau sagte, indem sie sich ganz fest an ihn preßte:

Du glaubst vielleicht, daß ich noch immer schön bin, nicht wahr?

Natürlich, Geliebte!

Ach nein, ich bin es nicht mehr .... Ich bin häßlich geworden und bald, wenn Du die Augen öffnen wirst, wirst Du mich kaum mehr erkennen, mich vielleicht nicht mehr lieben! .... Ich möchte nicht, daß Du Dir zu viel Illusionen machst, mein Franz. Ich bin schon über vierzig Jahre alt; hast Du daran gedacht? Ich habe Runzeln, graue Haare .... Ach ja, ehemals war ich hübsch, ich hatte schöne Augen, ein blühendes Gesicht und Schultern, die Du auch neben dem weißen Schnee des Gebirges weiß fandest .... Weißt Du noch? Aber ich habe mich seit fünfundzwanzig Jahren verändert ... sehr verändert! ... Und nicht nur das Alter trägt Schuld daran. Erinnerst Du Dich noch an jenen Brand? An den Lampenschirm, der eines Abends Feuer gefangen hatte? ... Ich habe es Dir nie gesagt .... Ich verbrannte mich, Franz, verbrannte mir das Gesicht. Fast hätte ich das rechte Auge verloren, ich bin ganz entstellt ... Beim Berühren hast Du diese Narbe, welche sich von der Schläfe zur Stirne zieht, nicht entdecken können. Wenn Du mich aber wieder sehen wirst, werde ich Dir vielleicht Entsetzen, Abscheu einflößen! ... O Franz, Du wirst mich dennoch lieben, nicht wahr? .... Ach, warum bist Du nicht geheilt worden, als ich noch jung war! Du hättest meine Schönheit nur allmälig verschwinden sehen und wärest weniger enttäuscht ....

Der Blinde erkleichte, sein Gesicht wandte sich instinktmäßig Ines zu, als wollte er die Runzeln, die grauen Haare und die Narbe, von der sie gesprochen hatte, schon jetzt sehen.

Warum hast Du mir dies verschwiegen? frug er traurig.

Um Dir keinen Kummer zu bereiten, um Deine Liebe nicht zu verlieren; ich legte so viel Werth darauf, daß Du mich noch immer schön glaubtest!

Der Wagen fuhr soeben an der Augustinerkirche vorbei. Die Uhr des kleinen Glockenthurms schlug erst halb Eins, Sie kamen also um eine halbe Stunde zu früh an. Ines trocknete rasch ihre Augen und klopfte mit dem Finger an das Glasfenster, um den Kutscher halten zu lassen. Sie wollte, da sie genügend Zeit hatte, noch ein Gebet für das Gelingen der Operation verrichten.

Er hörte sie absteigen, den Kutschenschlag schließen und zur Kirche gehen. Franz blieb allein, eine schreckliche Angst bemächtigte sich seiner.

Es wäre also wahr, Ines häßlich? ... O, das unveränderlich schöne Bild, das er von ihr im Gedächtniß aufbewahrt hatte! Der glänzende Altar, den er in seiner Erinnerung errichtet hatte! All dies sollte nun zusammenstürzen? Aus der herrlichen, strahlenden Ines sollte eine alte, häßliche und unkenntliche Ines geworden sein?

Und auch er war gewiß schon alt und häßlich geworden! ... Sicherlich wird sich ihm im Spiegel ein widerwärtiger Unbekannter zeigen, an Stelle des blühenden, kraftvollen Mannes von einst! ....

Er seufzte tief auf und fühlte zwei Stiche in seinen Augen.

Kutscher, sagte er, sich hinausbeugend, sobald Madame aus der Kirche kommt, fahren Sie uns in's Hotel zurück.

Zehn Minuten vor ein Uhr bestieg Ines den Wagen und einige Minuten später befanden sie sich vor ihrem Hotel.

Nun, fragte sie höchst erstaunt, hat mich denn der Kutscher nicht verstanden? Und der Arzt erwartet uns um ein Uhr in der Rue de Lissabon!

Wir gehen nicht mehr hin, sagte Franz, sie an sich drückend.

Warum denn nicht?

Ich entsage der Operation ... Ich bleibe blind ... Du bist noch immer schön, Ines, und Du wirst es auch ewig bleiben.

Warum Mietze sich besserte.

Skizze von Liesbet Dill.

„Aber, Mietze, wie siehst Du wieder aus!" rief Frau von Herweg entsetzt und hielt sich ihre strampelnde, zehnjährige Tochter vom Leibe ...

Mietze sah flüchtig an sich herab. Ihre weiße Schürze hing nur noch an einem Knopf, und der rechte Strumpf war gerutscht. — Aber Mietze machte das nichts. Sie glühte vor Vergnügen und ihre Augen blitzten fröhlich zu Mama auf, die in schneeweißer Toilette mitten im Salon stand und ihre Handschuhe anzog.

„Mein Gott — was hast Du wieder für Hände! So schwarz! Wo treibst Ihr Euch nur immer herum, daß Du Dich so zurichtest?!"

„Ich spiele mit Carl und Hans und Fritz .... das sind nämlich die Trojaner, und denk mal — ich —" Mietze sprang hoch vor Vergnügen — „ich bin die Ajax — ich trage die Fahne!"

Mietze war unglücklich, daß dies auf Mama so wenig Eindruck machte ...

„Ich wollte, Du hieltest einmal etwas auf Dich — und wärest nicht „die Ajax!", sagte Mama klagend und nahm ihren blüthenweißen Spitzenschirm aus der Ecke ...

„Ich hätte Dich gern mitgenommen, aber Du bist mir, offen gestanden, zu schmutzig."

Und damit ging Mama ...

Mietze blieb allein zurück. Sie stellte vor dem Spiegel Betrachtungen an über Mamas Worte. Was für ein Ausdruck: zu schmutzig! Aber jedermann sagte: „Mietze, wie siehst Du wieder aus!" Die Mama sagte es, Papa, die Köchin und Friedrich, der immer an seinen Livréeknöpfen putzte — — und all die Damen, die zu Mama kamen, und die Leutnants lachten, wenn sie ihr begegneten. Dem einen, dem frechen Schmettwitz, hatte sie gestern die Hand geben wollen. „Nicht mit der Feuerzange!" hatte der gesagt. Sie warf den Kopf zurück, nahm die Fahne — schüttelte ihre flachsblonde Mähne und tobte die Treppe hinunter ...

Drunten vor der Thür hielt ein vielköpfiger Zug von Quintanern — mit Säbeln, Flinten, Papierhelmen und einer Kanone ...

Kurz darauf trollte der ganze Zug in Reih und Glied auf der weißbestaubten, sonnenbeschienenen Straße, die sich an den Gartenhecken vorbeizog ... Sie sangen einen wilden Kriegsgesang — eine dichte Staubwolke hinter ihnen her ... Voran ging die Ajax mit der rothweißen Fahne ...

Eine Stunde später stand Mietze allein vor der Hausthür. Das war eine Schlacht gewesen heut! Auf ihren Schultern klaffte es lang und verrätherisch. Ein Riß! Von dem Stacheldraht-Zaun, den die Ajax im Sturm genommen hatte ... Der Kamm war unterwegs verloren — die Haare hingen ihr über die Stirn herab — und bei jedem Schritt mußte Mietze den rechten oder den linken Strumpf — sie hingen jetzt beide unten — heraufziehen ... Die Knöpfe der gelben Schuhe waren bei der Erstürmung eines Steinhaufens beinahe alle draufgegangen.

Daß Mietze jetzt im glühenden Sonnenbrand so reglos an der Hausthür lehnte, hatt seinen Grund. Sie war nämlich in einen Tümpel gerathen und naß geworden ... Sie wollte sich erst trocknen, ehe sie hinaufging — und sich Mama präsentirte.

Sie stand in der Sonne und zog abwechselnd die Strümpfe in die Höhe. — Da kam ein alter, weißhaariger Herr mit einem blauen Sonnenschirm, der seinen Hut in der Hand trug, langsam die Straße herauf. Er kam näher und näher. Als er an der Hausthür vorüberkam, wo Mietze trocknete, stand er still und sah mit gütigem Lächeln auf Mietze herab, was ihr äußerst peinlich war; denn sie war immer noch nicht ganz trocken und konnte doch jetzt den Strumpf nicht heraufziehen. Der alte Herr aber wurde auf einmal ganz ernst. Er griff in seine Westentasche und suchte — —

„Da!" sagte er mitleidig und reichte Mietze ein Fünfpfennigstück. Dann ging er weiter ...

Mietze stand eine Weile ganz starr ... das Geldstück in der Hand —. Sie war feuerroth, und wie das Geld brannte! ... Also so sah sie aus! Und sie senkte den Kopf ... Sie schlich ins Haus — ganz still ... und suchte unbemerkt an Friedrich vorbeizukommen, der in seiner tadellosen, grauen Livrée sich einen Scheitel vor dem Entréespiegel zog. Die Fahne vergaß sie, auf der Treppe blieb sie liegen ... Sie mußte an das Fünfpfennigstück denken und würde immer daran denken müssen ... Es war zu scheußlich gewesen ... so was!

„Marie," sagte sie verlegen zur Köchin, „geh — wasch mich und kämm' mich auch — und näh' mir die Knöpfe an — eh' ich hineingehe zu Mama — — — ich schäme mich so ..."

Vor dem Urtheil.

Skizze von C. W. Geißler.

Im Schöffengerichtssaale des Amtsgerichts wird die letzte der für den betreffenden Verhandlungstag anberaumten Sachen aufgerufen. Der junge Amtsrichter nimmt ein dünnes Aktenfascikel zur Hand, blättert darin und hält es vor den Mund, um ein reglementswidriges Gähnen zu verbergen. Der eine der beiden Schöffen, ein Fabrikant, überliest zum soundsovielten Male die Handelsdepeschen seines Leibblattes, sieht dabei mehrere Male nach der Uhr und scheint durch die Berechnung des Zeitverlustes, den die unumgängliche Uebernahme gerichtlicher Ehrenämter für einen vielbeschäftigten Staatsbürger bedeutet, nicht eben erbaut. Der zur rechten Seite des Amtsrichters sitzende Schöffe fällt durch das Imponirende seiner Persönlichkeit, den markanten Künstlerkopf auf. Der jetzt thatsächlich so gut wie leere Zuschauerraum würde vermuthlich die Zahl schwärmerischer Damen nicht haben fassen können, wenn man im Voraus davon unterrichtet worden wäre, daß heute der berühmte Heldendarsteller B., eine langjährige Zierde des Hoftheaters, das Amt eines Laienrichters wahrzunehmen verpflichtet ist.

Der Herr Hofschauspieler betrachtet mit unverkennbarer Theilnahme den jungen Menschen, der jetzt verlegen und mit zu Boden geschlagenen Augen auf der Anklagebank Platz nimmt. Er macht einen durchaus knabenhaft-unbeholfenen Eindruck, obwohl er das strafmündige Alter bereits erreicht hat. Die Geschichte der Anklage selbst ist mehr als alltäglich, eine Bagatelle von der Art, wie sie Schöffengerichte zu Dutzenden zu beschäftigen pflegt: ein Dummerjungenstreich, eine Unredlichkeit, in einem Augenblicke des Verlassenseins von allen guten Geistern durch einen Burschen verübt, der bisher mit Recht als das Muster von Wohlerzogenheit und Ehrlichkeit gegolten, Stolz und Stütze redlicher Eltern zu werden versprochen hatte. Das Verhör ergiebt nichts Besonderes, das Geständniß, das der Angeklagte leise und mit verhaltenen Thränen ablegt, macht weiteren Apparat überflüssig. Der Vertreter der Anklage, ein erst unlängst von der Universität gekommener Referendar, giebt der Sache mit vieler Umständlichkeit das Gepräge einer Hauptaktion, weist auf das Bedenkliche und Symptomatische derartiger Fälle hin, für die das Rechtsbewußtsein der gesunden Hälfte des Volkes ebenso Sühne zu verlangen berechtigt sei wie für irgend ein Kapitalverbrechen. Er beantragt eine empfindliche Gefängnißstrafe. Ein Vertheidiger ist nicht zur Stelle. Der Amtsrichter erhebt sich geräuschvoll und zieht sich mit den beiden Schöffen in das anstoßende Zimmer zur Berathung zurück. Dort werden die von der vorigen Pause her noch glimmenden Cigarren in Brand gesetzt. Der Amtsrichter, indem er das Streichholz bedächtig ausbläst, ruft leichthin:

„Die Geschichte ist beleidigend einfach, meine Herren, nicht wahr? Ich darf ohne weiteres darauf rechnen, daß Sie mit den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts einverstanden sind, die sich übrigens ganz mit meiner Ansicht von dem Falle decken —"

Der Fabrikant nickt zustimmend.

„Und Sie, mein verehrter Herr B.", fährt der Amtsrichter zum Hofschauspieler gewendet fort, „sollten Sie wirklich noch irgend welche Bedenken haben? Ich stelle Ihnen natürlich meine bescheidene Wissenschaft zum Zwecke etwa nöthiger Beleuchtung und Information mit besonderem Vergnügen zur Verfügung —"

Der Hofschauspieler, der bis dahin in sich gekehrt und nachdenklich an dem zum Gefängnißhof hinausführenden Fenster gestanden hatte, wendet sich um:

„Meine Ansicht, Herr Amtsrichter? Vielleicht ist es Grille, daß ich gerade in unserem jetzigen Falle darauf einiges Gewicht legen möchte! Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich außer meinem Künstlerehrgeiz nicht noch den Ehrgeiz besitze, als Laie den gewiegten Richter über etwa zu Berücksitigendes bei Findung des Urtheils zu belehren. Immerhin, der Staat wünscht — oder wünscht er es nicht? — daß Schöffen und Geschworene nicht bloß Staffagefiguren sind, und unter diesem Gesichtspunkte fühle ich so etwas wie eine innerliche Verpflichtung, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, die vielleicht den Urtheilsspruch über unseren armen Sünder draußen um einige Minuten verzögern, dafür aber auch, wie ich jetzt schon im Stillen zu hoffen wage, um einige Grade milder schaffen wird. Wenn Sie also gestatten —"

Der Amtsrichter verbirgt seine nervöse Ungeduld hinter einem verbindlichen Lächeln und sagt, indem er die Herren zum Niedersitzen auffordert:

„Aber natürlich! Solche Geschichtchen und persönlichen Erfahrungen sind unter allen Umständen interessant, sie können unter gewissen Umständen thatsächlich dadurch einen gewissen Werth bekommen, daß ein so beredter Mund — Pardon, ich darf natürlich zum Voraus annehmen, daß die betreffende Geschichte äußerlich in einer gewissen Beziehung zu unserer Sache —"

„Bitte darüber ganz unbesorgt zu sein, verehrter Herr Amtsrichter!" entgegnet der Schauspieler und erzählt dann folgendes:

„Sie wissen, meine Herren, daß wir Komödianten meist auf Umwegen zum Theater kommen. Was mich anlangt, so war ich von meinem Vormunde zum Kaufmann bestimmt worden, und ich darf Ihnen versichern, daß ich meine Lehrzeit unter Kaffeesäcken Heringstonnen u. s. w. gewissenhaft absolvirt habe. Befürchten Sie nicht, daß ich Ihre Geduld mit Jugenderinnerungen auf die Probe zu stellen beabsichtige. Nur eine aus eben dieser Zeit möchte ich herausheben, die sich mir erneut wieder aufgedrängt hat, als ich vorhin unsern Herrn Staatsanwalt so feurig und beredt für das Schuldig unseres Delinquenten plaidiren hörte. — Ich hatte, wie gesagt, meine kaufmännische Lehrzeit nahezu hinter mir, als ich zu einem hübschen und sittsamen Mädchen aus guter Familie eine zwar knabenhafte, aber doch herzliche Neigung faßte. Vielleicht erinnern sie sich, meine Herren, aus Ihrer Jugendzeit, daß man in solcher Situation häufig das lebhafte Bedürfniß empfindet, die liebenswürdige „Flamme" durch kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke zu noch intensiverer Leucht- und Wärmekraft zu bringen. Nichts ist da so schmerzlich, als mit leeren Händen zu kommen, besonders wenn man von Geburts- oder Namenstag des verehrten Geschöpfchens unterrichtet ist und lediglich gereimte oder ungereimte Glückwünsche an so bedeutungsvollen Tagen als Armseligkeit empfindet. Der Wunsch, dem andern Geschlecht zu imponiren, liegt in unserer Natur, mögen wir nun halbwüchsige Jungen oder Männer in Amt und Würden sein. Nun denken Sie sich einen Kerl wie mich, in dem die Großprahlerei des künftigen Mimen bereits damals schon ahnungsvoll ihr Wesen trieb! Ich verfügte über keinerlei Mittel, da mir mein haushälterischer Vormund das Wenige, was ich besaß, nur in homöopathischen Dosen darreichte — einige Pumpversuche bei vermuthlich nicht besser situirten Kollegen scheiterten — der Geburtstag des Mädchens rückt heran — um es kurz zu machen: ich that in einem unbewachten Augenblicke einen Griff — bitte, erschrecken Sie nicht, Herr Amtsrichter — einen Griff in die Ladenkasse, ich beging ungefähr in demselben Alter, in dem sich unser Delinquent befindet, aus ähnlicher nichtiger Ursache, ohne das mindeste verbrecherische Motiv, ohne die mindeste Anlage zum Verbrecher, einen gemeinen Diebstahl. Meine Beute fiel reichlich genug aus, so daß ich ein ansehnliches Geschenk kaufen konnte. Aber die Entdeckung meiner That ließ nicht lange auf sich warten. Der Freundschaft, die meinen Vormund mit meinem Lehrherrn verband, meinen de- und wehmütigen Bitten um Verzeihung hatte ichs zu verdanken, daß sich nicht das Gericht mit diesem meinem Geniestreich zu befassen hatte, daß Sie, meine Herren, heute in meinen Personalakten nicht den Diebesmakel finden. Ich wurde natürlich als ein Unwürdiger aus der Nähe von kaufmännischen Geschäften und Kassen verbannt, und diese Verbannung war der Anfang meines Glückes, insofern sie mich zum Theater führte. Nichts liegt mir ferner, als meine damalige Handlung zu beschönigen, aber daß ich sie Ihnen heute gern und ohne Schamempfindung eingestehe, daß ich überzeugt bin, dadurch nichts von Ihrer Achtung einzubüßen, das sind Momente, die meines Erachtens bei Beurtheilung der That unseres armen Sünderleins draußen mitsprechen sollten!"

Der Hofschauspieler schweigt und blickt mit einer Art von heiterer Erwartung auf den Amtsrichter, der der Erzählung seines Schöffen mit gesteigerter Aufmerksamkeit gefolgt ist. Der Fabrikant legt seine Cigarre beiseite, geht auf den Schauspieler zu, schüttelt ihm die Hand und sagt:

„Offenheit gegen Offenheit, verehrter Herr B.! Es erscheint mir jetzt ganz selbstverständlich, daß auch ich hier etwas bekenne, was ich bis heute ängstlich gegen Jedermann verschwiegen habe: Als Fünfzehnjähriger entnahm ich der Briefmarkensammlung eines Freundes die seltensten und kostbarsten Exemplare, um vor einem anderen Freunde damit zu prahlen, um sie einem dritten Freunde, dem ich, wie Sie Ihrem Mädchen, was Liebes erweisen wollte, zu schenken. Auch in meinem Falle bedurfte es vorsichtigster Intervention meines Vaters, um die über meinem Dummenjungenkopfe drohende gesetzliche Strafe abzuwenden."

Der Amtsrichter zwingt sich zu einem jovialen Lachen und ruft:

„Meine Herren Schöffen, ich muß Ihr Stolzgefühl, als ob Sie die einzigen honetten Leute wären, die in den Flegeljahren Mein und Dein nicht unterscheiden konnten, zerstören, und wenn die Zeit nicht drängte, zum Spruch zu kommen, könnte auch ich Ihnen eine recht instruktive Geschichte von einem Gymnasiasten erzählen, von meinem besten Freunde, von mir selbst —".

Die Herren kehren in den Verhandlungssaal zurück. Der Staatsanwalt aber wundert sich nicht wenig, wie nachsichtig plötzlich der Amtsrichter in seinem Resumé den Fall behandelt, wie er mit schlecht verhehltem Bedauern, daß er „de lege lata" nicht milder urtheilen könne, auf das niedrigste Strafmaß erkennt.

Die Aufhebung einer Wiener Spielhölle ist unter aufregenden Umständen erfolgt. Zehn Personen wurden festgenommen, einer großen Anzahl Betheiligter gelang es, zu entkommen. Die Spieler pflegten sich im Café Malzer im Hernalsergürtel zu versammeln und huldigten dort die ganze Nacht hindurch dem Hazard, bis schließlich die Polizeibehörde von dem Treiben Wind bekam. Eine Anzahl Polizeiagenten machte sich in später Nachtstunde auf den Weg und drang, ohne daß die Hazardeure eine Ahnung davon hatten, in das Lokal ein. Als der leitende Beamte den Spielraum betrat und die Ausgänge besetzen ließ, entstand eine ungeheure Verwirrung. Alles sprang von den Plätzen auf und suchte das Freie. Tische, die im Wege standen, wurden umgeschleudert, Gläser und Geschirre fielen klirrend zu Boden. Da der Weg zur Thür versperrt war, flüchteten viele Spieler auf den Abort und von da ins Freie. Der erste Augenschein ergab, daß hier dem unerlaubten Hazardspiel gefröhnt worden war. Im Bestreben, sich in Sicherheit zu bringen, rannte ein Spieler in heftigem Ansturm einen Polizeiagenten nieder. Zwei andere Detektivs mußten ihrem bedrängten Kameraden Hilfe bringen. Die Polizeiorgane suchten überall nach den Hazardeuren. Zwei junge Leute hatten sich in eine Wohnung geflüchet, sich dort rasch entkleidet und zu Bett gelegt. Ihre List verfing aber nicht. Sie wurden aufgefunden, zum Ankleiden genöthigt und arretirt. Ein Dritter hatte in einem — Kasten seine Zuflucht gefunden. Dort fand man ihn zusammengekauert sitzen. Ein Vierter lag unter dem Bette und konnte nur mit Gewalt hervorgeholt werden. Unter den Festgenommenen, deren Zahl zehn betrug, befanden sich u. a. zwei Aerzte, ein aus Ungarn ausgewiesener — Taschendieb und ein sechzehnjähriger Praktikant. An dem Spiele müssen indessen noch mehr Personen theilgenommen haben; denn man fand nach erfolgter Sistirung noch eine ganze Reihe überzähliger Hüte und Mäntel.